

Sexuelle Vielfalt – Sexuelle Vorurteile.

Wie verbreitet die Abwertung nicht-heterosexueller Menschen immer noch ist.

Beitrag von Beate Küpper für die Tagungsdokumentation
Fachtag Sexuelle Vielfalt – Sexuelle Vorurteile,
18.11. 2014 in Mülheim a.R. in Schloss Broich

Der Beitrag basiert in Teilen auf einem Beitrag für einen Tagungsband, Tagung gleich und anders, RUB 20.6.2014 und auf der Sonderauswertung „Homophobie in NRW“ für das Ministerium für Gesundheit, Jugend, Emanzipation ...

Bunte Happenings mit vielen homo- und hetero Besucher_innen beim Christopher Street Day, bekennend lesbische bzw. schwule Minister_innen, Bürgermeister_innen und TV-Moderator_innen ... Menschen, die gleichgeschlechtlich lieben, scheinen als „gleich und anders“ in einer vielfältigen Gesellschaft anerkannt und respektiert zu sein, begleitet auch von zunehmend rechtlicher Gleichstellung. Doch auch wenn sich in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten Vieles zum Besseren gewendet hat, ist die Abwertung von nicht-heterosexuellen Menschen auch heute noch in Deutschland keineswegs eine Randerscheinung. Im Gegenteil, „schwul“ scheint als Schimpfwort auf deutschen Schulhöfen, in Fußballstadien und in der Alltagssprache derzeit geradezu eine Konjunktur zu erleben, wie bereits vielfach auch im Rahmen von „anders und gleich“ festgestellt wurde. Oft geschieht das auf eine scheinbar harmlose Art und Weise, und diejenigen, die dies tun, weisen von sich, abwertend eingestellt zu sein. Die hinter dummen Sprüchen und kleinen Spitzen liegenden massive Stigmatisierungs- und Abwertungsprozesse, die Andere nicht nur als andersartig, sondern auch als ungleichwertig markieren, bleiben verdeckt, ausgeblendet und werden z.T. auch offen verneint, womit die Adressierten ein weiteres Mal verhöhnt und auf ihren Platz verwiesen werden.

Homosexualität ist nach wie vor ein Stigma. Es ist ein Merkmal, das die Aufmerksamkeit auf sich zieht und Mitmenschen dazu bringt, sich abzuwenden. Der andere ist, wie Irving Goffman es treffend beschrieben hat, unerwünscht anders. Aus dem Stigma werden dann weitere Eigenschaften abgeleitet, wie vorgeblich „typisch“ für Menschen sind, die der stigmatisierten Gruppe zugewiesen werden. Das Stigma wird begleitet von negativen Emotionen wie Antipathie, Furcht, Ekel oder – und das ist gerade beim Stigma Homosexualität auffällig – der Ansteckung, in der die überkommene Vorstellung von Homosexualität als „Krankheit“ nachwirkt. Homosexualität wird, ähnlich wie die

Behinderung verwendet, um ‚den Anderen‘ einen Makel zu verpassen, der sie von den ‚Normalen‘ unterscheidet. Der Makel wird ideologisch überhöht und das Stigma legitimiert, indem Homosexualität Normalität und Funktionsfähigkeit für die Gemeinschaft abgesprochen wird. Der rechtspopulistische Diskurs über homosexuelle Menschen und ihre Partnerschaften, denen die Funktionsfähigkeit für die Gesellschaft abgesprochen wird, nicht selten verbunden mit der Warnung aus der Mottenkiste, Jugendlichen würde durch die Thematisierung sexueller Vielfalt und Gleichwertigkeit geschädigt und zur Homosexualität – hier ist wieder die „Ansteckung“ und die „Normabweichung“ als Bild enthalten – animiert, keimt derzeit in Deutschland 10 Jahre nach der Legitimierung gleichgeschlechtlicher Lebenspartnerschaften wieder auf.

Die Abwertung von nicht-heterosexuellen Menschen lässt sich aus der Perspektive der sozialpsychologischen Vorurteilsforschung als eine soziale Einstellung verstehen, die ihre Dynamik über ausschließende Kategorisierung, Stereotypisierung und schließlich die negative Bewertung entfaltet. Wie auch bei Vorurteilen z.B. gegenüber ethnisch, kulturell oder religiös definierten Gruppen, geht es bei sexuellen Vorurteilen um die Abwertung von Menschen aufgrund ihrer zugewiesenen Gruppenzugehörigkeit, wobei es unerheblich ist, inwieweit sich eine Person selbst mit dieser Gruppe identifiziert.

Sexuelle Vorurteile können sich in Sozialer Distanz (z.B. einem körperlichen Abstandhalten) ausdrücken und in direkte oder indirekte Diskriminierung – ausgeübt von Person zu Person oder über Institutionen –, im schlimmsten Fall sogar in Gewalt münden. Wenn soziale Normen der Gleichwertigkeit hoch sind, sich die Mehrheitsgesellschaft sich für tolerant hält bzw. vielleicht sogar gern akzeptierend wäre, suchen sich Vorurteile nicht selten subtilere Wege und Ausdrucksformen. Über Jahrhunderte gelerntes kulturelles Wissen, stereotype Bilder und Mythen brechen sich Bahn, selbst wenn offiziell Gleichwertigkeit ausgerufen wird. Dies ist ein ganz üblicher Prozess bei Vorurteilen, der z.B. sehr gut mit Blick auf ethnischen Rassismus untersucht wurde. So drücken sich sexuelle Vorurteile nicht unbedingt zwangsläufig in offener Ablehnung, Beschimpfung und Beleidigung aus, sondern viel häufiger noch in Ignoranz gegenüber, dem Nicht-Vorkommen von nicht-heterosexuellen Menschen und ihren Bedarfen aus, wie es im Konzept der Heteronormativität enthalten ist – der ganz selbstverständlichen Annahme von hetero = normal, homo = nicht-normal, verbunden mit all der Wertigkeit von richtig und falsch, die damit verknüpft ist. Dazu gehört auch die Vorstellung von einer „Sondergruppe“ mit „Sonderwünschen“ für die im besten Fall

„Sondereinrichtungen“ mit Expert_innen vorbehalten werden usw. In der Jugendarbeit kann dies z.B. der Fall sein, wenn eine Einrichtung annimmt, gar keine lesbischen oder schwulen jugendlichen in der Einrichtung zu haben, und es deshalb nicht nötig sei, das Thema aufzugreifen oder Mitarbeiter_innen Fortbildungen dazu eher als exotisch betrachten. Dazu gehört auch, wenn Träger sexuelle Vorurteile nicht als Thema für die breite Jugendarbeit verstehen. Und dies findet sich in der alltäglichen Arbeit mit Jugendlichen, wenn soziale Normen der Gleichwertigkeit nicht konsequent aufrechterhalten werden, z.B. „schwul“ als harmloser, gängiger Ausdruck von Jugendsprache zugelassen wird usw.

Hier wird deutlich, dass individuelle Ignoranz und Diskriminierung auch die Basis für institutionelle Diskriminierung bieten kann, wenn eben Entscheidungen gefällt werden, die nicht-heterosexuelle Jugendlichen ein- oder ausschließen, wenn Aufgabe rund um das Thema der sexuellen Vielfalt als Haupt- oder Nebenschauplatz deklariert und damit als wichtig oder weniger definiert werden usw. Umgekehrt wird deutlich, wie institutionelle Bedingungen auch das individuelle Verhalten bzw. individuelle Haltungen beeinflussen können, etwa zu einer größeren oder auch geringeren Selbstverständlichkeit des Themas sexuelle Vielfalt in der breiten Jugendarbeit beitragen.

Für die Umsetzung von Vorurteilen in diskriminierendes Verhalten sind - das zeigen gut empirisch geprüfte Theoriemodelle - zum einen gerade auch soziale Normen, zum anderen die angenommenen Einstellungen von wichtigen Bezugspersonen von Bedeutung. Wenn also Mitarbeiter_innen von Jugendeinrichtungen, Lehrer_innen oder Trainer_innen im Verein es zulassen, dass soziale Normen der Gleichwertigkeit brüchig werden, und wenn sie ihre Haltung nicht ganz deutlich machen, kann dies Jugendliche einladen, abwertende Einstellungen in Taten umzusetzen.

Dabei kommt ein Vorurteil selten allein. Das hatte schon Gordon Allport, der Begründer der modernen Vorurteilsforschung, in seinem Standardwerk „The nature of prejudice“ 1954 festgestellt. Die Abwertung nicht-heterosexueller Menschen lässt sich in diesem Sinne als ein Element eines Syndroms Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit, wie es Wilhelm Heitmeyer 2002 vorschlägt, verstehen. Dieses Syndrom setzt sich aus der Abwertung und Ausgrenzung einer ganzen Reihe von „schwachen“ Gruppen zusammen (die Gruppen sind „schwach“ im Sinne einer nicht gleichberechtigten Teilhabemöglichkeit bzw. fehlender Gleichstellung, sei diese ökonomisch, sozial, politisch und/oder rechtlich). Tatsächlich hängen

sexuelle Vorurteile eng mit Vorurteilen gegenüber anderen sozialen Gruppen zusammen. Besonders eng ist der Zusammenhang sexueller Vorurteile gegenüber gleichgeschlechtlich Liebenden mit Sexismus, d.h. der Abwertung von Frauen, aber auch zu Antisemitismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit und vielen weiteren Gruppen. Wer sexuelle Vorurteile vertritt, wertet mit einer höheren Wahrscheinlichkeit auch weitere soziale Gruppen ab, neigt z.B. zu rassistischen, sexistischen und antisemitischen Einstellungen.

Die Studie *Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit*, die von 2002-2011 vom Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld durchgeführt wurde, belegt diese Zusammenhänge in Zahlen. Sie weist nach, wie verbreitet sexuelle Vorurteile nach wie vor sind. Zehn Jahre lang wurde jährlich eine repräsentative Auswahl der deutschen Bevölkerung zu ihren Einstellungen gegenüber einer Vielzahl von sozialen Gruppen gefragt, die Adressaten von Vorurteilen und Diskriminierung sind, darunter auch die Einstellungen gegenüber Homosexualität und homosexuellen Menschen. Da die Studie eine Vielzahl von Adressat_innengruppen von Vorurteilen untersucht, wurde hier nicht zwischen verschiedenen LSBTTI Gruppen unterschieden, dennoch kann sie grobe Hinweise auf die Verbreitung sexueller Vorurteile in der breiten Bevölkerung geben. Die aktuelle Studie *Fragile Mitte – Feindselige Zustände* der Friedrich-Ebert-Stiftung, durchgeführt von Andreas Zick und Anna Klein vom Institut für interdisziplinäre Konflikt und Gewaltforschung der Universität Bielefeld, bietet neue Ergebnisse auch zur Verbreitung sexueller Vorurteile im Jahr 2014. Die Zahlen geben Hinweise darauf, in welcher Atmosphäre von Ungleichwertigkeit nicht-heterosexuelle Jugendliche ihren Weg finden müssen, und in welchem gesellschaftlichen Rahmen Jugendarbeit gestaltet werden muss.

„Homosexualität ist unmoralisch“ – knapp 12% der deutschen Bevölkerung ist auch im Jahr 2014 noch dieser Ansicht und sogar 20% finden es „ekelig, wenn Homosexuelle sich in der Öffentlichkeit küssen“. Dies sind die Ergebnisse der aktuellen Studie zur Fragilen Mitte. Zugleich setzt sich damit aber auch der erfreuliche Befund der vergangenen Jahre fort, nach dem sexuelle Vorurteile in der Gesamtbevölkerung deutlich rückläufig sind. Wie die Studie zur Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit nachweist, liegt das Ausmaß sexueller Vorurteile in NRW so ziemlich im Mittelfeld, verglichen mit anderen Bundesländern.

Doch zugleich beobachtet die Studie auch einen besorgniserregenden Trend bei jungen Leuten: während viele andere Vorurteile wie ethnischer Rassismus und Antisemitismus bei

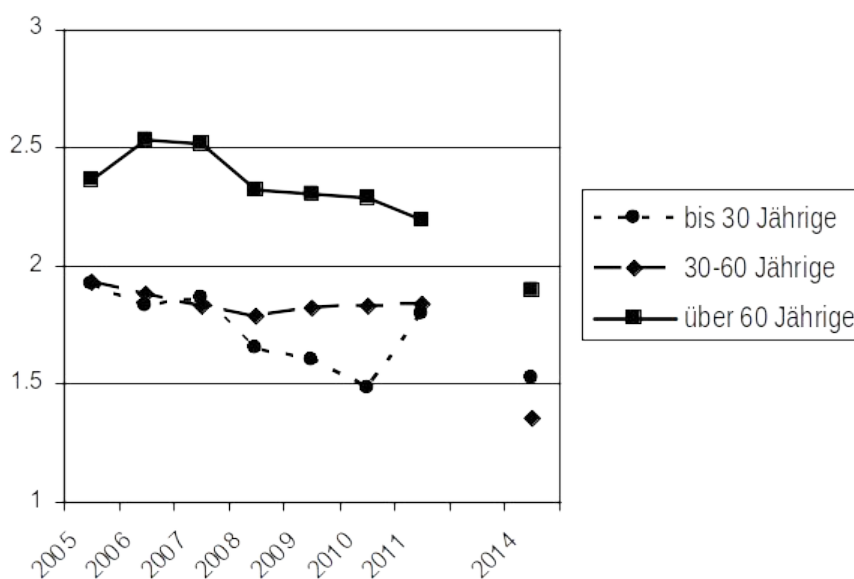
jüngeren Menschen weniger weit verbreitet sind, und dies auch für die Abwertung nicht-heterosexueller Menschen lange galt, nehmen sexuelle Vorurteile bei den jüngeren Befragten unter 30 Jahren erneut zu. Der lange konstatierte Befund, Alte haben mehr Vorurteile als Junge gilt mit Blick auf sexuelle Vorurteile so nicht mehr. So weist die oben zitierte Studie 20% Zustimmung zu sexuellen Vorurteilen bei den über 60-jährigen Befragten, 5% bei den Befragten im mittleren Erwachsenenalter und 13% bei den unter 30-jährigen Befragten aus. Ein ähnlicher Trend hatte sich bereits in den Studien zur Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit in 2011 abgezeichnet. Dabei sind es vor allem junge Männer, die sich abwertend äußern und sich darin deutlich von den weniger vorurteiligen jungen Frauen unterscheiden. Dies gilt jedoch nicht für Befragte höheren Alters, hier sind Frauen fast so abwertend eingestellt wie Männer. Die Schulbildung hat mit Blick auf sexuelle Vorurteile einen überraschend geringen Effekt; bei etlichen anderen Vorurteilen ist die Bildung wichtiger. Migrantische Befragte tendieren noch etwas stärker zur Abwertung nicht-heterosexueller Menschen, was aber keineswegs bedeutet, dass sie die einzigen Träger sexueller Vorurteile wären. Religiosität hat einen deutlich negativen Einfluss: Je religiöser die Befragten sich einschätzen, desto abwertender sind sie gegenüber gleichgeschlechtlich Liebenden eingestellt. In der vorliegenden Studie wurde dies in einer repräsentativen Stichprobe mit mehrheitlich christlichen Befragten belegt, ähnliche Befunde finden sich aber auch in vielen anderen Studien und auch bei Angehörigen anderer Religionen.

Die hier beschriebenen Einstellungen können dabei in vielen Bereichen ihre ausgrenzende Wirkung entfalten, sind es doch immer Menschen mit ihren jeweiligen individuellen Einstellungen, die Entscheidungen über Berücksichtigung, Gleichstellung, Förderung von sozialen Gruppen oder umgekehrt mit Ignoranz reagieren, bewusst oder unbewusst Ausschluss, Ausgrenzung und damit Diskriminierung zulassen, in Institutionen, aber auch im Alltag. 20% der Befragten der Studie Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit stimmten im Erhebungsjahr 2005 und 2006 eher oder voll zu: „Als Vermieter würde ich keine Wohnung an Homosexuelle vermieten“. 30% weisen dabei homosexuellen Menschen die Schuld für die eigene Ausgrenzung zu, indem sie der Aussage zustimmten: „Homosexuelle sind selbst schuld, wenn man was gegen sie hat.“ Diese Strategie, den Opfern von Vorurteilen und Diskriminierung selbst zum Verursacher für die eigene Ausgrenzung zu machen, findet auch bei anderen ausgrenzten Gruppen weite Verbreitung. Das Engagement gegen Homophobie kann also auf viele Mitsstreiter_innen zählen, wenn es gelingt, bei aller spezifischer

Problemlage einzelner Gruppen das Thema Vielfalt und Gleichwertigkeit auf eine breitere Basis zu stellen.

Das, was Ulrich Klocke bereits mit Blick auf die Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Liebe an Berliner Schulen im Jahr 2012 beobachtet hat, zeichnet sich also auch in Bevölkerungsumfragen ab: Nach wie vor sind sexuelle Vorurteile in nicht unerheblichen Ausmaß verbreitet, und sie scheinen gerade bei jungen Menschen auch wieder zuzunehmen. Dieser besorgniserregende Trend ist ein weiteres, ernstes Signal, das Thema sexuelle Vielfalt und sexuelle Vorurteile in der breiten Jugendarbeit als Querschnittsthema und Aufgabe zu verankern. Der geringe Einfluss der Schulbildung kann darauf hindeuten, dass sexuelle Vorurteile bislang noch viel zu wenig in dem Blick genommen wurden und daher die sonst positiven Einflüsse von Demokratie-Bildung, die sich z.B. bei Vorurteilen gegenüber Einwanderer_innen abzeichnen, nicht wirken. Kirchliche Einrichtungen der Jugendarbeit stehen hier ganz offensichtlich vor einer besonderen Herausforderung, aber umso wichtigeren Aufgabe. Die Befunde unterstreichen den Ansatz, Vielfalt – Diversity – mit Blick auf diverse Gruppe und eben auch unter Einschluss der sexuellen Vielfalt als Thema zu verstehen, das für die Gestaltung einer demokratischen Gesellschaft eben kein Randthema, sondern ein ganz zentrales Thema ist. Das gilt auch und gerade für die Arbeit mit Jugendlichen.

Abbildung 1. Abwertung nicht-heterosexueller Menschen in Abhängigkeit des Alters der Befragten



Anm.: Abgebildet sind Mittelwerte aus jeweils zwei Surveyitems zu deren Beantwortung jeweils eine 4-stufige Antwortskala von 1 = „ich stimme überhaupt nicht zu“ bis 4 = „ich stimme voll und ganz zu“ zur Verfügung. Daten: Survey Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit 2005-2011 und Studie Fragile Mitte 2014; eigene Auswertung für diesen Beitrag.